

Nachdruck verboten.

17)

Der Unkenteich.

Roman von Gertrud Franke-Schiebelbein.

So sacht kam Richard das Denken wieder. Der Wille, die Kraft stellte sich ein.

Ja, sein Leben hatte er nun glücklich verpfuscht. Zweihunddreißig Jahre! Und voll glühender Thatkraft! Ausgestattet mit allen Geisteswerkzeugen, Großes zu erreichen, vom besten Willen erfüllt!

Was hatte er zu erwarten?

Wenn's gut ging, setzten sie ihn in irgend ein Provinznest, knöpften ihm einen Teil seines Gehaltes ab, stellten ihn unter die strengste Kontrolle seiner Vorgesetzten.

Keinen Schritt durfte er thun über die engen Grenzen seiner Vorschriften hinaus, keinen freien Gedanken aussprechen. Denn er blieb eben verdächtig, ein gefährlicher Patron, der gemahregelt war wegen unsittlichen Lebenswandels.

Und das waren noch seine besten Aussichten.

Was dann, wenn sie ihn absetzten?

Mit Stundengeben, mit Artikelschreiben eine Familie erhalten? Und wer würde ihm seine Kinder anvertrauen?

Es gab ja genug Leute mit fleckenlosem Namen, die sich dazu drängten.

Das alles sagte er sich unumwunden. Zum erstenmal wagte er's, der Zukunft dreist ins Gesicht zu sehen.

Und laut, mit einem harten Lächeln sagte er vor sich hin: „Bankrott!“

Sein Wagnis war mißlungen. So klug er's anzufangen gemeint, indem er sich hier draußen im Neul vergnügte mit seinem Geheimnis — einmal kommt doch die Stunde, da es hinausgeht in die Welt und die schlummernden Jurien weckt.

Lene! durchfuhr es ihn auf einmal.

Er wußte, sie wartete. Vielleicht schon in tausend Klagen. Denn er hatte sich fortgestohlen, ohne ihr Adieu zu sagen.

Aber es trieb ihn nicht heim. Es trieb ihn fort von ihr, weiter in die Dede der Felder.

Da schimmerte es tief am Horizont der flachen, ebenen Landschaft in stumpfem Bleiglanz. Wie ein gebrochenes Niesenauge starrte es empor zum grauen Himmel.

Der Unkenteich.

Und nun schwamm auf einmal ein dumpfes, verworrenes Tönen durch die schwere Luft. Dunkle, drohende, klagende, hoffnungslose Laute. Glockengeläut.

Sie wogten auf und ab. Sie klangen bald von da, bald von dort. Ueberall waren sie. Von unsichtbaren, in Nebel gehüllten Türmen schwebten sie über das Land.

Heil! Heil! bedeutete es für die Leute in der Stadt — dem großen Unkenteich, wie Bodenstein gesagt hatte.

Für ihn, den Ausgestoßenen, hieß es: Wehe! Wehe! Vae victis!

Ihm wars, als schlugen die schlammigen Kluten über ihm zusammen. Herrgott! So weit war's schon?

Er fühlte, wie es ihn hinabzerren wollte in den jähen Morast des Bodens. Eine gewaltige Anstrengung: Schwimmen! Empor! Licht! Luft!

Der Schweiß rann ihm in Strömen von der Stirn. Die Kniee zitterten unter ihm. Heißhunger, Mattigkeit zum Umsinken.

Er mußte nun doch nach Hause. Eine tiefe Sehnsucht, sich auszustrecken, alles zu verschlafen.

Endlich hatte er die Hohlberger Chaussee erreicht. Er fühlte festen Boden unter den Füßen, schritt strammer aus.

Seine Gedanken krochen vor ihm her zu Lene. Wie Fliegen im Herbst, matt, klein, schwarz, gleichgültig. Ja, gleichgültig — oder nein: jämmerlich.

Das Unglück, das ihn getroffen hatte, machte ihn hart und ungerecht gegen fremdes Leid — selbst gegen das Leid des geliebten Weibes.

Und er fühlte, das war das Furchtbarste daran: das Gefühl, das jahrelang sein heiligstes, tiefstes gewesen, war ihm besudelt und zertreten.

Was er jetzt für Lene empfand, das war ein grauenvolles, wüstes Gemisch von Haß und Liebe, Verachtung und Bewunderung, von widerwilliger Verehrung vor ihrem stillen,

geduldigen Ertragen und dem wilden, rachsüchtigen Verlangen, die unschuldig-schuldige Ursache seines Unglücks zur Verantwortung zu ziehen, zu strafen.

Wie war das möglich? War er denn eine Wetterfahne, daß er mit dem Winde ging?

Konnte selbst er seine Seele nicht verschließen vor dem giftigen Pesthauch der üblen Nachrede, die das Weib verdammte, als die Verführerin, die Verworfenste?

Er wußte doch genau, daß sie sein Opfer war. Daß nur seine Leidenschaft, seine aus Trotz und Verzweiflung aufflammende, alle Vernunft verzehrende Sinnlichkeit sie nach langem Kampfe mit fortgerissen hatte.

Und doch! Warum war sie so sündhaft schön gewesen! Er lachte vor sich hin. „Saha!“ murmelte er. „Frei? Unabhängig? — Ist nicht jeder einzelne nur ein Atom, ein winziger Bruchteil des großen Ganzen, das Menschheit heißt?“

Nun, so wenig ein Blutkörperchen, eine Zelle allein sich frei halten kann von der Krankheit des Leibes, so wenig widersteht der einzelne den Völkerkrankheiten, den von Hirn zu Hirn sich fortressenden Massenbegriffen.

Er hatte gegen den Strom schwimmen, er hatte anders denken wollen wie die Masse. Zur Freiheit hatte er die Jugend erziehen wollen. Welche Thorheit!

Der Bodenstein, der seine Bäume pflanzte für die Menschen der Zukunft, der that recht. Das war etwas. Aber er? Ein Leben hatte er bloß. Und das hatte er verpfuscht durch eine Dummheit.

„Ich will den Glauben an meine Mission und an die Güte der Menschennatur nicht aufgeben, bis ich nicht wund und vernichtet am Boden liege,“ hatte er zu Lene gesagt. Die „Güte der Menschennatur“ war für ihn ein Annemärchen geworden.

Da war's ihm, als hörte er Schritte.

Die Straße machte einen starken Bogen. Das nächste Stüd Weges war ihm von Gebüsch verdeckt. Auf einmal, keine zehn Schritte entfernt, stand ein Weib vor ihm: Lene.

Sie hatte das Kind auf dem Arm. Beide waren ohne Mantel, ohne Hut. Nur ein großes, schwarzes Tuch hatte sie um den Kopf geschlungen und auch des kleinen Kopf und Körperchen fest darin eingewickelt. So war sie fortgelaufen, die Küchenschürze noch über dem dunklen Hauskleide.

Er erkannte sie im ersten Augenblick kaum. Schwarz und düster wie eine Nonne stand sie vor ihm auf dem weißen Nebelgrunde, unter dem grauen Himmel. Die Schatten des Tuches ließen ihr Gesicht unheimlich starr erscheinen. In ihren Augen stand noch die wilde, verzweifelte Todesangst, die sie um ihn gelitten.

Als sie ihn so plötzlich vor sich sah, schien es einen Moment, als wolle sie mit einem Jubelschrei auf ihn zustürzen. Aber sie blieb unbeweglich, stumm, in ihrer düsteren Entschlossenheit auf dem Fleck stehen und ließ ihn herankommen.

„Was thust Du hier, Lene?“

„Ich suchte Dich,“ murmelte sie kaum verständlich. „Wo warst Du?“

„Am Unkenteich.“

Sie gingen schweigend weiter. Das Kind streckte seine Arme nach ihm aus, juchzte und stammelte. Er zwang sich zu ein paar mechanischen Liebesworten.

Lene sah mit seltsamem Lächeln zu.

Endlich wehrte sie dem Kinde.

„Laß doch!“ sagte er.

„Es stört Dich ja bloß,“ meinte sie, und alle Bitterkeit verlegten Mutterstolzes lag in den Worten.

Dann schwiegen sie wieder und gingen vorwärts.

„Das Essen ist seit drei Stunden fertig,“ murmelte sie.

„Ach was, Essen!“

„Seit drei Stunden warte ich. Und male mir das Zurichtbarste aus —.“ Wie ersticht brach sie ab.

„Ich konnte nicht nach Haus, Lene.“

„Hast Du denn gar kein Fünkchen Liebe mehr für mich?“ stürzte es ihr von den Lippen.

„Dummes Zeug!“

„Ich will ja alles ertragen! Mir mach's ja nichts, wenn Du Dein Amt verlierst, wenn wir nur zusammen —“

„Es macht Dir nichts?“ fragte er rauh.

„Wenn Du's verwindest! — Können wir die Welt ändern? Wir haben in ihren Augen ein schweres Unrecht begangen.“

„Unrecht? Haben wir gemordet, betrogen? Irgend jemand auch nur ein Härchen gekrümmert?“

„Schlimmeres,“ sagte sie ruhig.

„Ja, freilich!“ höhnte er. „Wir haben uns gegen ein Phantom vergangen, einen schenklischen, idiotenhaften Gözen! Und diesem verfluchten Gözen opfert die Menschheit ihr Kostbarstes! Die Weiber ihre Kinder, die Männer ihre Freiheit, ihre Würde. Die Jugend wirft ihm ihre Liebe in den Nacken, und das Alter seine Weisheit, seine Erfahrungen!“

Sie nickte still vor sich hin.

„Als gäh's nicht genug Leiden, die von selber kommen. Krankheit, Hunger, Not. Als müßten sie sich künstliche Folterwerkzeuge schaffen, Salseisen und Streckbetten und Gott weiß was.“

Wieder gingen sie eine Weile stumm. Nur ihre Gedanken redeten und standen gegeneinander auf und befehden sich.

„Und selbst Du,“ sagte er nach einer Pause, „bist Du nicht auch die Sklavin dieses Gözen? Unter einem Begriff — haha! — er hat ja viele Namen: Mode, Konvention, Kastengeist, Vorurteil, Moral — unter einem verehren wir ihn alle.“

Sie sann. „Ich weiß nicht,“ murmelte sie zweifelnd.

„Na, zum Beispiel: Ehre! Könntest Du einen Mann achten, dem's auf einen Schmutzleck auf seiner Ehre nicht ankäme?“

Sie sah ihm groß und voll ins Gesicht. „Ja,“ sagte sie fest.

„O, ihr Weiber!“ höhnte er.

„Ich müßte nicht Vaters Tochter sein! Ich müßte nicht sieben Jahre beim alten Bodenstein in die Schule gegangen sein! Ein Schmutzleck? Lieber Gott, der fliegt einem leicht an. Das ist ganz was Neuherrliches.“

„Haha!“ lachte er bitter, „wie sollt Ihr das auch begreifen! Das kann nur ein Mann!“

Sie seufzte aus Herzensgrunde. Er verstand sie nicht, wollte sie nicht mehr verstehen. Das Fremde, das sich zwischen ihnen aufgerichtet hatte, wuchs und wuchs.

„Und darum ahnst Du nichts von all den Qualen, die ich täglich und stündlich erleide.“

„Vielleicht doch!“ hauchte sie vor sich hin.

„Und verlangst womöglich, daß ich ein vergnügtes Gesicht mache! Es mit Engelsgeduld hinnehme, wenn der Kleine sein Konzert anstimmt, vielleicht gerade, wenn ich mich so weit habe, arbeiten zu können. Es ist — es ist zum Verrücktwerden!“

Er konnte nicht anders. Es mußte einmal heraus. Da er einmal den Kiesel geöffnet hatte, konnte er den glühenden Strom nicht mehr hemmen.

Und er sagte mehr, als er gewollt. Er berauschte sich an seiner Verzweiflung. Voll Wollust riß er seine Wunde auf und wühlte darin, als wollte er sich verbluten.

„Wir haben's klug angefangen!“ schloß er mit einem wilden Lachen. „Narren wir! Deine Ehre wollten wir retten, und darüber bin ich auch meine losgeworden!“

Sie ging ruhig weiter. Kein Laut, kein Seufzer. Sie schrie nicht auf wie ein Tier, dem der Todestreich verjert wird. Sie sank nicht in die Kniee, in den Schmutz des Bodens.

Ihr Kind hielt sie nur fester an die Brust gepreßt, als müsse sie sich daran aufrecht halten. Einen Augenblick schien sich die Erde vor ihr aufzuthun, schien alles zu wanken, zusammenzubrechen.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Prischen gefällig?

Das Tabaksnupfen soll in Europa älter sein, als das Tabakrauchen. Aus Portugal, wohin man 1559 den ersten Tabakamen gebracht hatte und wo man den Tabak als Arzneikraut züchtete, wurde es durch Johann Nicot, den Gesandten des französischen Königs Franz II. in Lissabon, nach Frankreich gebracht. Unter König Ludwig XIII. (1601 bis 1643) war die Sitte bereits eingebürgert; zu dieser Zeit bestand auch in Spanien, in Sevilla, eine Schnupftabak-Fabrik, die den berühmten Spaniol lieferte. Anfangs wurde der Tabak nur als Heilpflanze und Bierpflanze angebaut; dem „Königinwunderkraut“, wie man, um der Katharina von Medici zu schmeicheln, die im botanischen Garten zu Paris kultivierte Pflanze nannte, wurden die mannigfaltigen gesunderhaltenden Eigen-

schaften und Heilwirkungen nachgerühmt. So sollte Johann Nicot mit dem Kraute den Nasenkrebs eines Pagen geheilt haben; und aus einem Kräuterbuch von 1656 führt Hermann Pilz in seinem ein reiches interessantes kulturhistorisches Material zusammentragenden Buche über den „Tabak und das Rauchen“ folgende Lippenstempel des Tabaks an: „Dieses Kraut reinigt Gannnen und Haupt, vertreibt die Schmerzen der Müdigkeit, stillt das Zahnweh und Dünste aufsteigen, behütet den Menschen vor Pest, verjagt die Läuse, heilet den Grund, Brand, alte Geschwüre, Schaden und Wunden.“ Der Schnupftabak wurde als Mittel gegen Kopfschmerz und andre Uebel empfohlen. Er sollte ein unfehlbares Reizmittel sein, um vom Schlagfluß betroffene oder in Lethargie versunkene Personen ins Leben zurückzurufen; er half gegen Krämpfe, Trübfinn, hysterische Beschwerden; schützte gegen die ansteckenden Krankheiten, selbst gegen die Pest; vertrieb die unreine Luft, sollte das Gedächtnis stärken, die Einbildungskraft anregen usw. Bald aber wurde das angebliche Heilmittel zu einem immer weiteren Boden erobernden Genußmittel, und nun begannen Kirche und Behörden einen heftigen Feldzug gegen das ekelhaft und gefährlich gebrandmarkte Kraut. Papst Urban VIII. erließ gegen das von spanischen Geistlichen um das Jahr 1638 in Rom eingeführte Schnupfen eine Bulle, die 1698 erneuert, aber 1724 wieder aufgehoben wurde. Aber der Stellvertreter Christi hatte mit seiner Bulle ebenso wenig Erfolg, wie der russische Zar Michael Feodorowitsch Romanow 1634 mit seinem Ulaß gegen das Rauchen, das mit Nasenausschüßeln und Nasenabschneiden geahndet werden sollte und das Zar Alexei 1641 auch mit Knutenstrafe und Verbannung nach Sibirien belämpfte.

Auch Gelehrte und insbesondere Geistliche eiferten gegen das „Teufelskraut“; doch gehörten manche dieser Herren zu denjenigen, die „heimlich Wein trinken und öffentlich Wasser predigen“; und hin und wieder wurde einer auf gar ergötliche Weise dessen überführt. So passierte es einem Pariser Professor, der in der Akademie gegen die das menschliche Leben verkürzende Anstie des Rauchens und Schnupfens wetterte, daß er gedankenlos in die Dose griff, die ihm der hinterlistige Präsident der Akademie hinhielt, eine tüchtige Prise nahm und, indem er seine Strafpredigt niesend beschloß, einen durchschlagenden Erfolg — aber freilich einen ganz andern als den beabsichtigten, nämlich einen kolossalen Heiterkeitserfolg — erzielte.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts war der Brauch bereits so allgemein geworden, daß selten jemand in den Salons zu finden war ohne Tabakdose und ohne die Tabakraspel, die diejenigen, die stets frischen Tabak genießen wollten, brauchten, um von der stets mitgeführten ganzen Tabakstolle oder „Marotte“ nach Bedarf abraspeln zu können. Zwar am Hofe Ludwigs XIV. waren diese Requirien oder doch deren öffentliche Benutzung verpönt. Aber der König, der den Tabak als Steuerobjekt schätzen gelernt hatte — die von Richelieu 1674 eingeführte, auf je 100 Pfund 2 Franc betragende Steuer brachte schon in diesem Jahre eine Million Livres ein — drückte ein Auge zu, wenn Beamte von Rang und Verdienst die Spuren ihrer Anwesenheit in Gestalt vertretener Tabaks in den Galerien hinterließen oder durch Flecken auf ihrer Kleidung verrietten, daß sie dem vom „roi soleil“ verabscheuten Laster frönten. Dieses trat immer zuverlässiger und unverhüllter auf; die Dose ward ein unentbehrliches Ausstattungsstück; und ihre Benutzung ward von der Eilette bis ins einzelne geregelt. Man gewöhnte sich, bemerkte Gottenroth in seinem Handbuch der deutschen Tracht, an eine Reihe feierlicher Formeln: wie man die Dose öffnete, wie man die Finger spitzte, die Prise mit einer gewissen gleichmütigen Miene erfaßte, die Dose zuklappte und noch einmal darauf tippte, wie man die Prise eine Zeitlang zwischen den Fingern hielt, wie man sie an die Nasenlöcher brachte, sie mit dem richtigen Geräusch einschnupfte u. Es kann uns danach nicht überraschen, wenn wir vernehmen, daß man besonderen Unterriß in der Kunst des Schnupfens, die zu einem so wichtigen Bestandteil der gesellschaftlichen Bildung geworden war, erteilte. So findet sich, wie jüngst die amerikanische Zeitschrift „Harpers Weekly“ in einer kleinen Klauerei über das Tabaksnupfen in England mitteilte, in der englischen Zeitschrift „The Spectator“ vom 8. August 1711 folgende Ankündigung: „Der Gebrauch der Schnupftabakdose gemäß den vornehmsten Manieren und Vorschriften — als Gegenstück zu dem Gebrauch des Fächers — wird mit dem besten einfachen oder parfümierten Schnupftabak gelehrt bei Parfümner Charles Villie an der Ecke von Beaufort Buildings am Strande.“

Das Niesen wurde keineswegs als notwendige Folge oder als Ziel des Schnupfens betrachtet; es gehörte durchaus nicht dazu und galt als unschädlich. Die leiseste Annäherung des Niefens wurde als höchst peinlich empfunden, besonders bei Damen, die der Sitte des Schnupfens im 18. Jahrhundert oft mit nicht geringerer Leidenschaft huldigten, als das starke Geschlecht, und eine Sammlung von Dosen als notwendigen Bestandteil einer modernen Toilette betrachteten. Addison, der geistreiche Mitarbeiter des „Spectator“, hoch erfreut durch das Geschenk einer Schnupftabakdose von Mr. Wocher, schrieb: „Ich kann nicht mehr eine Prise nehmen, ohne Komplimente zurückzugeben, daß ich schnupfen kann, ohne danach zu niesen. Dies letztere ist, ich befenne es Ihnen, eine so große Abgeschmacktheit, daß ich mich schämen würde, sie einzugestehen, wenn ich nicht hoffte, sie sehr rasch abzulegen.“

An Protesten gegen die Annahme der Sitte durch die Damen fehlte es natürlich nicht. In einer englischen Zeitung machte ein in seinen ästhetischen Gefühlen beleidigter Gegner des Schnupfens gegen die „abscheuliche Mode“, die bei den vornehmen Frauen Ein-

gang gefunden, Front. „Bei der einen wird sie in solch kofeiter, bei den andern in solch männlicher Manier ausgeübt, daß man nicht weiß, was häßlicher ist.“ Nicht nur in den Salons, sondern auch in den Kirchen wurde die Schnupftabakdose benutzt. Von einer „Flavilla“ genannten Lady, die auf ihre zierlichen Hände stolz war, wird erzählt, daß sie ihre Schnupftabakdose, gefüllt mit dem besten brasilianischen Tabak, mit zur Kirche nahm. „Mitten in der Predigt“, sagt der Berichterstatter, „bot sie die Dose mit der Kühnheit einer wohlgezogenen Frau sowohl den Männern wie den Frauen, die in ihrer Nähe saßen, an; da aber seit dieser Zeit alle Welt weiß, daß sie schöne Hände hat, gebe ich mich der Hoffnung hin, daß sie von nun an Ruhe haben wird.“

In England war der vorher nur von wenigen, zumeist Fremden oder von im Auslande gewesenen Engländern geübte Brauch — wie die oben bereits herangezogene amerikanische Zeitung, die sich auf die hinterlassenen Papiere des schon erwähnten Londoner Parfümeurs Charles Lillie beruft, bemerkt — erst nach der Expedition Sir George Rookes gegen Cadix im Jahre 1702 allgemein geworden. Es galt als patriotisch, eine Prise zu nehmen, weil die Offiziere große Käffer Schnupftabak in ihren Schiffen mitgebracht hatten. Kleine Röhren in der Gestalt und Größe von Federkielen sowie Dosen mit Federdeckeln wurden gebraucht; und bald wurde mit Schnupftabakdosen der Ausstattung und Zahl nach ein großer Luxus getrieben. Neben den aus einfachem Material wie Holz und Horn gefertigten gab es solche aus edlen Metallen, aus mit künstlerisch vollendeten Schnitzereien gezierten Eisenbein. Die Kunst des Emailierens, die im Anfange des 18. Jahrhunderts auf der Höhe stand, kam vorzugsweise kleinen Gebrauchsgegenständen, wie den Dosen für die Schönheitspflasterchen und den Schnupftabak zu gute. Häufig wurden diese mit kostbaren Steinen besetzt, und ein Künstler wie Watteau verschmähte es nicht, sein grazioses Talent in den Dienst der Schnupftabakdose zu stellen; so manches Stück, das seine Meisterhand mit zierlichen pastoralen und theatralischen Szenen geschmückt, kann man noch im Museum bewundern. Der englische Staatsmann Petersham besaß nach William Penn eine besondere Dose für jeden Tag des Jahres und war sehr ungehalten, wenn sein Kammerdiener ihm nicht jeden Tag die richtige brachte.

Das erwähnte Pilgerte Werk zählt nicht weniger als 33 Schnupftabaksorten als die wichtigsten auf. Der sogenannte „Schneeberger“, der auch in Bodau fabriziert wird, wird aus aromatischen Kräutern hergestellt und ganz fein gemahlen. Die edle Sorte, der grüne Schnupftabak, wird in der Apotheke zu Schneeberg selbst hergestellt. Zu dem sogenannten Niespulver wird das Pulver der Seifenwurzel und die zerriebene Blüte der Nagelöcher verwandt; auch Kastanien werden zu Schnupftabak vermischt. Der sogenannte Stäubtabak wird erst durch Anfeuchten mit Wasser als Schnupftabak verwendbar. — Ostar Wilda.

Kleines feuilleton.

el. Das Mittagessen. „Nun sagt mal Kinder, was kocht man dem morgen?“

Die Frage plagte wie eine Bombe in die stille friedliche Tafelrunde. Der Vater kieß die Zeitung sinken, die Tochter legte die Handarbeit in den Schoß, selbst die beiden Jüngens sahen von ihren Schularbeiten auf; alles blickte die Mutter an.

„Recht was Schönes“, meinte Fritzen.

„Blumenlohl und Karbonade“, schlug Frida vor; aber der Vater meinte: „Das haben wir ja erst vor acht Tagen gegessen, loch doch mal wieder grüne Kase.“

„Die sind jetzt aber teuer, Papa“, sagte Frida.

„Na Gott, dem gebt Ihr mal 'ne Mart mehr für's Mittagbrot, das wird wohl nicht schlimm sein.“

„Aber nicht morgen“, entschied die Mutter, „das mache ich mal, wenn wir allein sind, morgen haben wir die Ausbesserin.“

„Na, denn ist die alte Meves mal mit.“

Der Mann hatte offenbar Appetit auf grüne Kase. Die Tochter war jedoch wirtschaftlich, sie schüttelte den Kopf: „Aee, Papa, aber nicht grüne Kase, man wird doch keine Delikatessen kochen, wenn die Ausbesserin im Hause ist.“

„Das sollte ich auch meinen“, sagte die Mutter mit voller Hausfrauenwürde, „das loche ich doch, wenn wir allein sind, dann können wir doch mehr von essen. Wie wäre es denn aber mit Milchreis und Bratwurst?“

„Ach, Milchreis, bloß nich, Mutter“; die beiden Jüngens schüttelten sich.

„Dann könnt Ihr ja Bratwurst und Kartoffeln essen“, schlug Frida vor.

„Ich mach mir aber nichts aus Bratwurst“, jammerte Fritzen.

„Na, ich esse eigentlich auch keine“, sagte Frida.

„Herrgott, da weiß man ja aber bald nicht mehr, was man kochen soll. Der eine ist dies nicht, der andre das nicht. Die Mutter war verzweifelt: „Dann loche ich Möße mit Pflaumen.“

„Ei ja“, jubelten die Jüngens. „Was Süßes, fein!“

Der Vater wurde indessen grob: „Das schlägt Du wohl vor, weil Du weißt, ich mach mir nichts draus? Wenn Du Möße lochst, esse ich morgen im Wirtshaus.“

„Na sei doch nur nicht so“, beruhigte die Frau, „dann können wir ja weiter überlegen.“

„Koch doch Macaroni“, sagte der Mann, „die haben wir auch wer weiß wie lange nicht gehabt.“

„Das alte Käsejeng? hrr!“ Jetzt war es die Mutter, die sich schüttelte: „Ich werde aber Sauertohl mit Pötelfleisch machen, einverstanden?“

„Einverstanden!“ Der Mann schlug auf den Tisch. „Siehste, das ist mein Leibgericht, nun aber für mich 'n Käsebein zu.“

„Das kann ich ja für uns alle machen, und 'n halb Pfund Pötelfleisch für die Näherin und das Mädchen.“

„Aber Sauertohl ist die alte Meves nicht, Mama“, sagte Frida. „Ich weiß es noch vom vorigen Winter her, der Doktor hat es ihr für den Magen verboten.“

„Na, soll ich nun vielleicht auch noch fragen, was meine Näherin ist oder nicht ist?“ Die Mutter warf das Strickjeng empört auf den Tisch: „Die wird gefälligst essen, was die Stelle giebt, und wenn sie das nicht will, dann kriegt sie gar nichts.“ —

— Ueber Berliner Straßenschilder plaudert einer in der „Köllnischen Zeitung“: Wer durch die Straßen der Großstadt wandert und seine Aufmerksamkeit den Inschriften an Häusern und Geschäftsschildern zuwendet, wird sich oft genug verwundert fragen, wie ist das möglich, heutzutage, in der „Stadt der Intelligenz“! Ich will gar nicht von der alten, neuen und allerneuesten Rechtschreibung reden, nein, von dem offenbar falschen, Unlogischen, ja Unsinigen, was sich da breit macht und dem Auge aufdrängt. Die wohlthätlichen Verhörden machen den Anfang. „Die Straße ist gesperrt!“ schreibt die Bauverwaltung, auch „gesperrt“ stand schon da, und niemand veranlaßt eine Verbesserung; die blauen Schilder, welche die Straßennamen angeben, weisen zahllose Fehler auf; man scheint an der betreffenden Stelle die einfache Regel nicht zu kennen: „Werden Straßennamen von Ortsnamen abgeleitet, so schreibt man zwei getrennte Hauptwörter.“ Denn wenn „Botsdamerstraße“ geschrieben wird, so muß es mit demselben Recht auch heißen Leibzigerplatz, Stenüderbrücke, Schweinjertergrün usw. Und nun die Geschäftsschilder! Hier einige der Hunderte von Inschriften, die ich bei meinen Straßentwanderungen abgeschrieben habe. Ein „Künstler-Magazin“ und eine „Musik-Handlung“, übrigens Geschäfte ersten Ranges, mag noch gehen, obgleich darin werden Künstler noch Musik käuflich sind; dann aber folgt ein „Achtzigjähriges Vermietungsbureau“, von dem übrigens versichert wird, daß es „un die Ede“ sei, ein „Kinderbazar“, der offenbar einem tiefgefühlten Bedürfnis abhelfen soll. Sehr nett sind die Zusammenstellungen: „Bau- und Kunden-Lichterei“, „Milch für Kinder, separate Fütterung“, „Tapezierer- und Bettfeder-Reinigungs-Anstalt“, „Täglich frische lebende Seeisfischhandlung zu Markthallenpreisen“. Dort preist einer seine „Specialität auf wundre Füße“, hier wird „Drei Treppen hoch frisiert“. Dann wieder werden offenbar Ladenhüter abzusehen gesucht: „Porzellangeschäft vorgerückten Alters halber zu verkaufen“, „Kleine und große Fuhrn werden in und außer dem Hause gefahren“, „Dieser Stiefel ist aus dem besten Kalbleder und für jeden Fuß passend angefertigt“, „Hier werden Knabenanzüge und Paletots im Alter von 1 bis 16 Jahren gemacht“ usw. Drollig sind oft die Inschriften auf Wirtshauschildern: „Zur gemüthlichen Weizen“ locht einer, „Zur freundlichen Schwiegermutter“ liegt ein andrer; „Durststillsation“, „Zum musikalischen Wirt“, sogar „Zum Generalstab“; ob der Mann dabei an das flüchtigende Geld oder an den Drummischädel gedacht hat, den sein Gebraun erzeugt? —

Theater.

Schauspielhaus. Sarah Bernhardt als „Fedora“.

— Wie Herr Coquelin im Vorjahr, so hat nun endlich auch die Sarah Bernhardt den Weg nach Berlin gefunden. Der Andrang der zahlungsfähigen, die aus Interesse, aus Neugier oder auch nur aus dem berufsmäßigen Ehrgeiz keine kostspielig fashionable Mode auszulassen, mit dabei sein wollten, scheint bei der Bernhardt's Gastspiel fast noch größer als bei dem Coquelin'schen. Aufs dreifache erhöhte Eintrittspreise und dabei alles lange im Voraus ausverkauft! Der Weizen der Zwischenhändler blühte. Schade, daß sie außer im „Hamlet“, für den ihre Kraft, nach der „Fedora“ zu urteilen, sicher nicht hinreicht, in keinem einzigen Seelendrama von tieferer Psychologie auftreten wird. Warum hier wie überall immer und immer wieder so arg verstandten Sardou und Dumas; warum nicht einmal ein Ibsen'sches Werk? An Frau Alving oder gar an Nora wird niemand denken, aber die Hedda Gabler wäre eine Rolle, die, sollte man meinen, die Künstlerin nach der Eigenart ihrer Begabung untwiderstehlich loden müßte. Da hätte man einmal den Maßstab, was die selbstherrliche Virtuosa in Dienste wirklich moderner Dichtung leisten könnte. Auch die beste Fedora wird immer nur Theaterheldin sein. Es fehlt ganz das Bedeutende; die Hintergründe und Perspektiven, um über kalte Bewunderung hinaus eine lebendig nachhallende Wirkung zu erzeugen. Die einundsechzig Jahre der Bernhardt sind für sie gewiß kein Hindernis, sich an solche neuen und größeren Aufgaben zu wagen. Es ist erstaunlich, wie diese Frau ihr Alter fortzujaubern versteht. Auf der Bühne sieht sie mit dem schmalen interessanten Gesicht, dem blonden Haar, den großen roten Lippen wie eine Fünfunddreißigjährige aus. Die Bewegungen haben eine hier und da etwas müde, aber immer reizvolle Schmieglamkeit, und wenn das leise Lächeln ihre Züge erhellt, traut man ihr jede Macht der Verführung zu. Wie wir glauben, daß sie in dem Sardou'schen Stücke Loris in Fesseln zwingt, so würden wir ihr als Hedda Gabler ohne weiteres glauben, daß sie den armen Wodberg verhängnisvoll berückt. Auch das Lauernde, Listig-verschlagene, das die Sardou'sche Schauspielerheldin mit der Ibsen'schen Gestalt gemein hat, gelang ihr wunderbar.

Cardou ist kein Dichter. Seine Heldin tritt nicht plastisch im inneren Zusammenhange ihrer Natur vor uns hin. Die äußerlich spannende Verwicklung muß über die innere Leere hinweghelfen. Aber was er mit der Figur gewollt hat, das wenigstens ist ohne weiteres klar. Sie soll vor allem und zuerst ein Dämon mit wilden, zügellosen Leidenschaften sein, ganz erfüllt von dem einen Gedanken blutiger Vergeltung. Ihr Liebhaber, der Sohn des Petersburger Polizeichefs, wird von einem Unbekannten erschossen. Man rät auf ein nihilistisches Attentat. Und nun ruht und rastet sie nicht, bis sie in Paris die Fährte auffindet. Um den Verdächtigen das Geständnis zu entreißen, ist ihr kein Mittel zu hinterlistig und schlecht. Sie heuchelt Liebe, wo sie rächen will. Sie lockt ihn in ihr Haus, will ihn gebunden der russischen Justiz zu Marter und Strafe ausliefern und denunziert auf eine vage Vermutung hin Unschuldige, die den Irrtum mit dem Tode büßen. Und ebenso gewaltfam ist der Anschlag in der Stimmung, als sie erfährt, daß der Ermordete sie hintergangen, daß Loris ihn getötet, weil jener seine Gattenehre freventlich verlegt. Der rachsüchtige Haß wird wilde Liebe. Sie rettet den sie verderben wollte und greift verzweifelt über den Zorn des Reuegeliebten, als der böse Anschlag ihm später offenbar wird, zum Gift. Sie soll in der Pariser Umgebung als Fremdling aus einer fernen Welt voll ungebändigter Instinkte erscheinen. In ihren Adern fließt lange slavisches und griechisches und obendrein — man denke! — Kaiserblut! Sie ist, wie Loris im schönsten Theaterstil verkündet, als echte Sabin — das Ideal des Weibes, das wahre Weib mit all seinen plötzlichen Sprüngen und Gegenätzen, mit seinen Schwingen und Tagen — Augen abgrundtief, bei denen einem ein Schwindel erfährt — eine Stimme, deren zauberhafter und lieblich zitternder Klang Unbekanntes in uns aufwühlt usw. Doch weder die Augen noch die Stimme der Veruhardt besaßen diese vorgeschriebene Rätselhaftigkeit. Sie hatte in den späteren Akten glänzende Szenen. Wie sie aus dem ahnungslosen Loris das Geständnis herausholt, wie sie im Innersten erschüttert bei der Kunde von dem schönen Verrat des Gemordeten zusammenbricht, wie sie in sickernder Angst den eben noch Gehängten zurückhält und die Arme um seine Schultern schlingt, vor allem aber das demütig scheue Flehen in Schlußakt — das war außerordentlich fein abgetönte, diskrete Kunst. Aber über all dem Diskreten kam das eigentliche, das Elementare, die lakonische Wildheit zu kurz. Es fehlte der markerschütternde Schrei der Leidenschaft, als sie sich über die Leiche des Ermordeten wirft, man spürte nicht den stürmischen alles vergehenden Feuerbrand in ihrem Innern. So sehr man überzeugt ist, daß sie ihrem Opfer den Kopf verdreht, so wenig glaubt man ihr die Furchtbarkeit der Rache. Kein Hauch des Fernen. Fremden, des Dämonischen ungerührt die schlante Gestalt. Die Pariser Salons, in denen sie dem Mörder nachspürt, scheinen ihre Heimat und ihr natürliches Milieu zu sein. Sie spielte fein, oft sehr fein, aber im Grunde immer ihre eigne Fedora, ein etwas falsches, aber liebenswürdiges Geschöpf, das leis in die sanft sentimentalsten Farben der Kavelendame hinüberfächelt. Der Beifall war warm, doch, wie es dieser Art, dieser Kunst entsprach, an keiner Stelle enthusiastisch. —

Völkerrunde.

— Die Polarvölker schildert Fr. Kiebel als eine durch naturbedingte Rüge charakterisierte Völkerguppe. Sie haben sich in so vollkommener Weise an das Leben in großer Kälte unter dürftigen Lebensbedingungen angepaßt, daß es in ihrem Leben wenige Dinge giebt, die nicht dazu in Beziehung ständen; weder Lebensweise noch ihre Geräte sind zu verändern. Jeder der Forscher, die längere Zeit mit arktischen Menschen gelebt haben, ist darüber bekehrt worden, daß es das Beste sei, sich ganz nach ihnen zu richten. Triebmäßig treffen sie stets das Richtige und jeder Versuch, bessernd einzugreifen, endet mit einem Fiasco des Europäers, den dann gewöhnlich die Gutmütigkeit der Eingeborenen aus der schlimmsten Lage befreien muß, in die ihn sein vermeintliches Besserwissen gebracht hat. So erkennt man beispielsweise den Einfluß der Eingeborenen daran, daß der russisch-sibirische Geschmack selbst in der gesellschaftlichen Zuchtwahl mehr oder weniger mit dem der Eingeborenen übereinstimmt und häufig sich für das Ideal der eingeborenen Schönheit entlammt. Nicht allein der Mangel an Mädchen führt zum Umgang und zur Heirat mit Eskimomädchen, sondern ebenfalls eine völlige Uebereinstimmung des Schönheitsideals. Von allen Völkern des polaren Raumes besitzt das der Jakuten eine besondere Macht im Entnationalisieren anderer Völker, und übt auf Russen wie Tungusen dieselbe in gleicher Weise aus. Bei der Festlegung der Grenzen der als polare Völker zu bezeichnenden Gruppen ist vor allem der Unterschied asiatischer und amerikanischer Besiedelung des hohen Nordens zu berücksichtigen. In dem amerikanischen Anteil am polaren Gebiet scheidet Wald- und Tundragrenze Wald- und Polargrenze so scharf, daß an keiner Stelle wesentliche Ueberschreitungen bemerkbar sind. In Asien ist das polare Leben an andre Bedingungen geknüpft. Im Sommer zieht es bis in die Tundra hinein, im Winter bewohnt es den Wald allein. Jedoch dürfen wir das ganze Gebiet des Renn als Kultur- oder Jagdtier nicht als das polare Lebensweise betrachten, es würde damit die Getreidegrenze viel zu weit nach Süden überschritten. Die brauch-

barste Abgrenzung des polaren Gebietes scheint Verfasser durch diejenige Zone gegeben zu sein, in welcher in Asien der Schlittenhund seine südlichste, Pferd und Rind die nördlichste Grenze der Verbreitung aufweisen. Es kam zwar, wie das Vorkommen in Amerika lehrt, der Schlittenhund viel weiter nach Süden vordringen, er ist aber in Asien durch die Zucht des Pferdes, des Rindes und des Renntiers auf das polare Gebiet beschränkt, denn Pferd und Rind sind in Asien tatsächlich an die Nordgrenze ihrer Verbreitung gebracht worden, im Westen durch Europäer, im Osten auch durch die unsichtigen Jakuten. Durch diese Zone werden die Lappen im Nordosten Scandinaviens und Kolas, die Samojeeden, die Ost-Jaken zum Teil, Jakuten und Tungusen in ihren nördlichen Stämmen, Eskalteschen und Korjaken, Jemelnen zum Teil und Aleuten nicht willkürlich, sondern nach polaren Lebensbedingungen von den südlicheren Stämmen getrennt. Der Beginn des Raumes polarer Lebensweise liegt eben dort, wo neben dem Renn bereits der Hund als Zugtier für den Schlitten wesentliche Dienste leistet. Die Lappen sind ihrem Leben nach ganz wesentlich von der Nähe der Kultur beeinflusst. Sie bewohnen mit den West-Eskimos das klimatisch am meisten begünstigte Gebiet des Polarraumes, sie geben daher nicht das vollständige Bild eines Polarvolkes. Von den Sibiriern, außer denen des Nordostens, gilt, daß sie im Walde wurzeln. Jedenfalls erzeugte die Gleichartigkeit der polaren Lebensbedingungen Ähnlichkeiten in der Anpassung bei verschiedenen Völkern, so daß diese den Namen Polarvölker mit Recht in dem Sinne einer wohlcharakterisierten Gruppe und nicht nur im topographischen Sinne führen. — („Globus.“)

Technisches.

oo. Glühstrümpfe, deren Helligkeit zunimmt. Es ist ein oft beklagter Mangel des Gasglühlichtes, daß die schöne Helligkeit, die von den Glühkörpern ausstrahlt, zu einem sehr großen Teil recht bald wieder verschwindet. Nach einer Lebensdauer von 1000 Brennstunden ist kaum mehr die Hälfte der ursprünglichen Leuchtkraft vorhanden. Als einen großen Fortschritt würde man daher solche Glühkörper begrüßen, welche ihre ursprüngliche Leuchtkraft beibehalten; mit freudigem Entzücken aber lesen wir in der „Zeitschrift für Beleuchtungsweisen“, daß jetzt sogar Glühkörper hergestellt sind, bei denen die Leuchtkraft mit der Länge der Zeit sogar zunimmt. Schon im Jahre 1899 sind Versuche in dieser Richtung angestellt worden; bei einem Glühkörper stieg im Verlauf von 100 Brennstunden die Leuchtkraft von 78 auf 90 Hefner-Einheiten, dann trat während 150 Stunden ein fortwährendes Sinken der Kerzenstärke bis auf 75 ein, um jedoch in den nächsten 150 Stunden wieder bis auf 90 anzusteigen. Nochmals folgte während 50 Stunden ein Sinken bis zu 84 Kerzen, worauf ein ebenso rasches Steigen bis auf 91 Kerzen folgte. Dieses Maximum der Leuchtkraft wurde nach im ganzen 500 Brennstunden erreicht. Dann allerdings trat ein dauerndes Sinken ein, das nur von kurzen Perioden geringen Anstiegs unterbrochen wurde. Dieses Resultat ist typisch für eine ganze Reihe der vor drei Jahren angestellten Versuche; wenn sie auch den Niedergang der Leuchtkraft in 800—1000 Stunden nicht aufhalten konnten, so bewiesen sie doch ganz unzweifelhaft, daß die zur Herstellung der Leuchtkörper benutzten Cer-Oxyde die Fähigkeit haben, sich nach einiger Zeit wieder zu erholen. Nun ist es auch noch gelungen, Glühkörper zu erhalten, die nach kurzem Sinken sogar eine bedeutende Steigerung der Leuchtkraft zeigen. Bei einem in der physikalisch-technischen Reichsanstalt untersuchten Glühkörper stieg die Leuchtkraft in den ersten 100 Stunden von 85—96 Kerzen und in den nächsten 100 Stunden um noch eine Kerze. Dann trat allerdings 200 Stunden lang ein geringes Fallen, um 6 Kerzen, also bis auf 90, ein; jedoch wuchs die Leuchtkraft in den nächsten 200 Stunden ganz regelmäßig, so daß sie am Ende derselben, im ganzen also nach 600 Brennstunden, auf 103 angelommen war. Bei einem andern Versuch stieg die Brenndauer ebenfalls während 600 Stunden von 86 Kerzen andauernd bis auf 101; doch traten auch hier eine Reihe kurzer Senkungsperioden ein, allerdings stets nur im 1—1/2, einmal um 4 Kerzenstärken, so daß das Ansteigen der Leuchtkraft ein sehr beständiges genannt werden mußte. Die allgemeine Einführung dieser Glühkörper wird das Gas in seiner Konkurrenz gegen das elektrische Licht außerordentlich unterstützen. —

Humoristisches.

— Erinnerung. Sie (zärtlich): „Wissen Sie noch, wie wir früher unter diesem Baum immer gemeinsam unser Abendbrot verzehrt haben, und wie die Nachtigall so schön dazu geflötet hat?“ Er: „Ach ja, jedesmal, wenn ich jetzt noch eine Nachtigall höre . . . kriege ich Hunger!“ —

— Individuell. Frau: „Da les' ich gerade, wenn bei den Indiern der König stirbt, müssen ihm alle seine Frauen ins Jenseits folgen — so eine schreckliche Grausamkeit!“ Mann: „Na und ob, im Jenseits könnt' man ihm wirklich seine Aus' lassen.“ —

— Die Herren Duben. Mutter: „Am Himmels willen, was geht hier vor; warum schreit Frischchen so?“ Junge: „Ach Mama, wir spielen Menagerie, und da ziehen wir ihm nur den Hals etwas länger, weil uns noch eine Giraffe fehlt!“ — („Weggeborjer Blätter.“)